

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 256

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

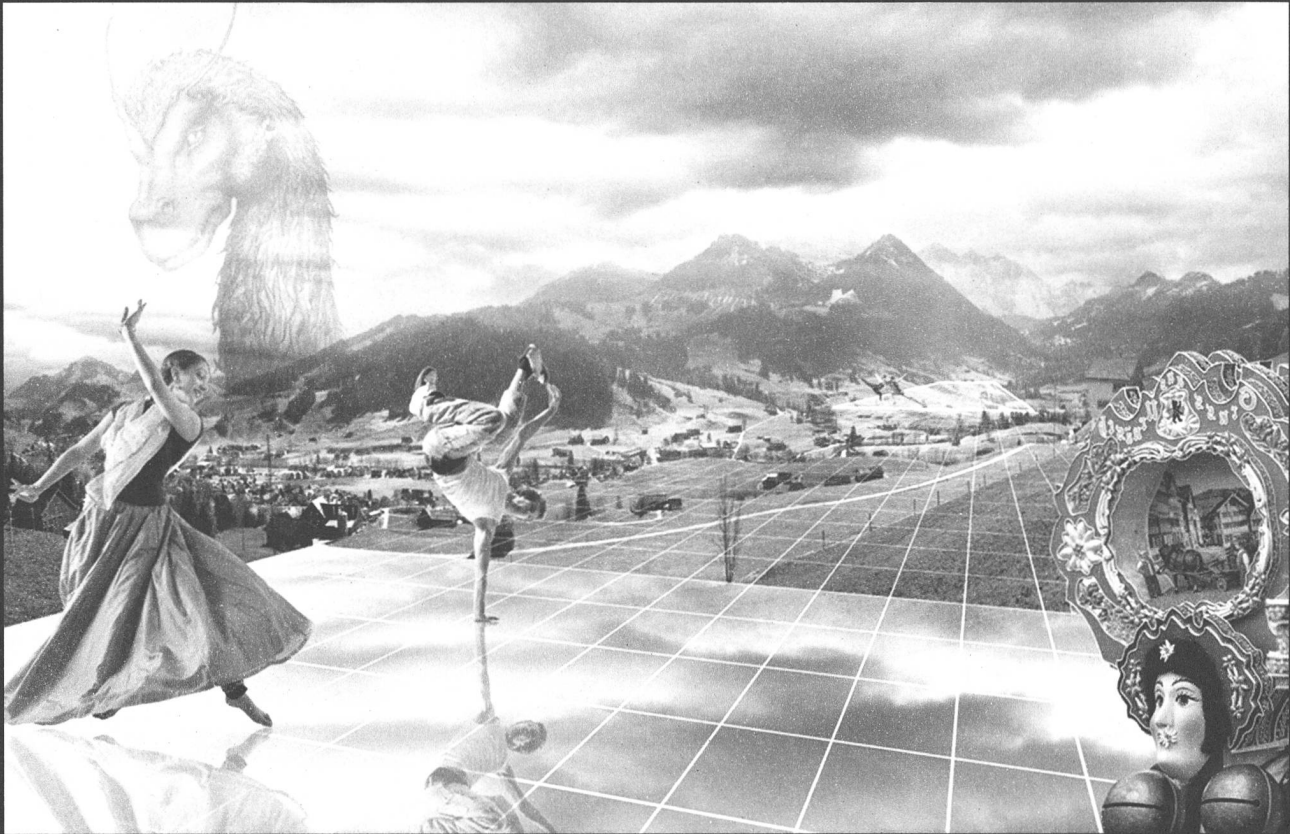
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Rand weg in die Mitte



Kulturell herrscht Aufbruch, politisch dominiert hingegen Kleingeist: Darum braucht die Ostschweiz am 5. Juni ein Ja zur Expo 2027. Ein Plädoyer von Paul Rechsteiner.

In wenigen Wochen, am 5. Juni, werden die Stimmberechtigten der Kantone St.Gallen und Thurgau über etwas abstimmen, das zu einem neuen Frühling in der Ostschweiz werden könnte. Auf den ersten Blick ist es keine aufregende Angelegenheit: ein Planungskredit für eine Expo Bodensee-Ostschweiz im Jahr 2027. Finanziell geht es um wenige Millionen Franken. Was damit bewirkt werden kann, ist hingegen bedeutend: Ein Ereignis, das neue wirtschaftliche, kulturelle und auch politische Impulse für die Ostschweiz auslösen kann.

Für viele Menschen – Olma-Besucher vielleicht ausgenommen – hört die Schweiz von Westen her gesehen auch heute in Winterthur auf. Ergibt sich aber die Gelegenheit, Gästen beispielsweise das Zentrum der Stadt St.Gallen zu zeigen, so eröffnen sich innert weniger Stunden Perspektiven, die beeindrucken und auch den Ostschweizer Gastgeber selber immer wieder verblüffen. Zum Beispiel der kleine urbane Rundgang vom Weltkulturerbe Stiftsbezirk über das Stadthaus und die Altstadt zum Textilmuseum und von dort über die Stadtbibliothek in der Hauptpost und den Bahnhof zur Lokremise: Da stösst man, Baustellen hin oder her, auf Manifestationen der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der Ostschweiz, die in dieser Verdichtung herausragend sind. Die Stiftsbibliothek ist eine der schönsten Bibliotheken der Welt und steht für den Beitrag des Klosters St.Gallen zur Entwicklung der abendländischen Schriftkultur.

Bemerkenswert sind auch die religionsgeschichtlichen Gegensätze auf engem Raum. Das Kloster war seit der Reformation bis zu seiner Aufhebung vollständig von der reformierten Stadt umschlossen. Und diese wieder vom fürstbischöflichen Territorium. Die enge Verzahnung der wirtschaftlich erfolgreichen Reichsstadt und des kulturell bedeutenden, viel älteren Klosters erzeugte über Jahrhunderte hinweg eine besondere Spannung, die noch heute spürbar ist, wie Stefan Sonderegger, Archivar der Ortsbürgergemeinde St.Gallen, kürzlich formulierte.

Dynamik der Industrialisierung

Den wirtschaftlichen Aufstieg verdankte die Stadt dem Leinwandgewerbe und dem Leinenhandel. Damit löste sie im 15. Jahrhundert Konstanz als führendes Wirtschaftszentrum des ganzen Bodenseeraums ab. Das war wiederum die Basis dafür, dass die Ostschweiz später mit Appenzell Ausserrhoden, dem Toggenburg, dem Fürstenland, grossen Teilen des Rheintals und des Thurgaus und dem Zentrum St.Gallen in Europa zu einer der am frühesten stark industrialisierten Regionen wurde. Ulrich Bräker, der arme Mann vom Toggenburg, war im 18. Jahrhundert einer der wichtigsten Zeugen dieser grossen Umwälzungen.

Im 19. Jahrhundert wurde die Ostschweiz in der Dynamik der Industrialisierung nach heutigen Massstäben ein eigentliches Silicon Valley. Aus der Stickerei-Industrie entwickelte sich die Maschinenindustrie. In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg war die Stickerei-Industrie der wichtigste schweizerische Exportzweig überhaupt. Zeugen davon sind quer durch die Ostschweiz und insbesondere in der Stadt St.Gallen sichtbar. Es ist kein Zufall, dass nicht nur der erste Fussballclub der Schweiz, sondern auch das erste Volkshaus und das erste Volksbad in St.Gallen entstanden.

Man kann sich fragen, weshalb diese grosse Vergangenheit der Ostschweiz in der Innen- wie der Aussenwahrnehmung bis heute unterbelichtet oder aber ein Geheimtipp geblieben ist. Richtig ist sicher, dass die wirtschaftliche Katastrophe des Zusammenbruchs der Stickerei-Industrie, die sich seit dem Ersten Weltkrieg und der grossen Stickereikrise nie mehr richtig erholte, mental bis heute nachwirkt. Ausdruck dieser mentalen Blockade war zum Beispiel, dass in St.Gallen das 2001 fällige 250-Jahr-Jubiläum der Stickerei kein Thema war. Obschon diese Industrie in der Ostschweiz einst 70'000 Personen beschäftigt hatte. Auf diese Unterlassung, die an Verdrängung grenzte, machte seinerzeit Peter Stahlberger aufmerksam.

Die Kultur ist à jour

Dabei ist die Bedeutung der Ostschweizer Stickerei gut aufgearbeitet. Herausragend und in ihrer Art wegweisend sind Albert Tanners Geschichte der Ostschweizer Weber, Sticker und Fabrikanten (*Das Schiffchen fliegt, die Maschine rauscht*, 1986), eines der schönsten Schweizer Geschichtsbücher überhaupt, auch weil es die einfachen Menschen mit ins Zentrum stellte, und Peter Röllins Buch *Stickerei-Zeit* (1989). In jüngster Zeit entsteht ein neues Bewusstsein. Eric Häusler und Caspar Meili werfen im Neujahrsblatt 2015 einen neuen Blick auf die im Weltmassstab exemplarische Geschichte und fragen, ob der Zusammenbruch wirklich so zwangsläufig und schicksalhaft war, wie er wahrgenommen wurde, oder ob es auch hausgemachte wirtschaftspolitische Gründe dafür gab (*Swiss Embroidery. Erfolg und Krise der Schweizer Stickerei-Industrie 1865-1929*). Ein Vergleich mit der Uhrenindustrie wäre tatsächlich erhellend. Neue Firmengeschichten (Heberlein Wattwil; *Sticken und beten* über Jacob Rohner in Rebstein) werfen Schlaglichter auf eine vielfältige und farbige Geschichte und sind weitere Beispiele dafür, dass eine neue Wahrnehmung entsteht.

2017 soll zur Geschichte der Textilindustrie in verschiedenen Ostschweizer Museen erstmals eine vernetzte Ausstellung gezeigt werden. Das ist ein qualitativer und quantitativer Sprung für die Ostschweiz und die Selbstwahrnehmung dieser gemeinsamen grossen Industriegeschichte. Man kann auch gespannt sein, ob das bevorstehende Vadian-Jubiläum zu einem neuen Verständnis der für die Entwicklung von Stadt und Region entscheidenden Reformationgeschichte führt. Für die Stiftsbibliothek stehen die Zeichen ausserdem gut, zu einem neuen Zentrum für Schrift- und Klostergeschichte zu werden.

Die Politik erstarrt in Kleinmut

Was kulturell aufzubrechen beginnt, ist politisch allerdings noch kaum angekommen. Kulturell ist gerade die Stadt St.Gallen sehr lebendig und wird von vitalen Institutionen geprägt, von Theater und Museen bis zu den jüngeren Gründungen wie Grabenhalle, Kinok und Palace. Ihre kulturellen Angebote sind im Vergleich von Städten dieser Grösse weit überdurchschnittlich. Auch die HSG hat sich von der Handelshochschule zur Universität emanzipiert und mindestens in Teilbereichen Leuchtturmcharakter. Auch sonst ist die Bildungslandschaft vielfältiger geworden, wenn es auch, beispielsweise im Kreativbereich, Entwicklungspotenzial gibt.

Politisch dominiert hingegen Kleingeist. St.Gallen und die Ostschweiz fehlen – wenn auch hoffentlich nur vorläufig – auf der Karte der neuen nationalen Innovationszentren, weil die Verantwortlichen nicht imstande waren, ein brauchbares Projekt zu entwickeln. Auch bei den schweizerischen Metropolitanregionen, einer wichtigen Planungsgrösse für Infrastrukturentscheide, hört die Schweiz gegen Osten bisher in Zürich auf. Ob schon die Ostschweiz als grenzüberschreitende dynamische Wirtschaftsregion die Voraussetzungen dafür erfüllen würde. Auch hier muss noch viel dafür getan werden, damit sich dies ändert.

Ein Haupthindernis dafür sind aber immer wieder auch Verantwortliche in der Ostschweiz selber. Der vorläufige Schluss- und Tiefpunkt dieser kleinmütigen Entscheide war, nach jahrelangen Vorarbeiten, das Nein des St.Galler Kantonsrats zum Klanghaus im Toggenburg. Allerdings könnte auch dieser Entscheid wieder positiv gedreht werden, wenn eine Volksbewegung für die Musikförderung aus dem Toggenburg der Politik die Richtung aufzeigen würde. Im Falle der grossen Publikumsbibliothek in der Hauptpost kam es vor wenigen Jahren zu einer solchen positiven Wende.

Gute Ausstellungen sind Augenöffner

Was heisst das alles nun für den Entscheid über die Expo 2027? Der Schlüssel dafür ist nicht Bundesbern, das später für die grossen Kredite gefragt ist, sondern die Ostschweiz selber. Dafür braucht es die Überwindung mentaler Blockaden. Und das Öffnen der Augen. Für die grosse Vergangenheit und die enormen Potenziale der Zukunft. Gute Ausstellungen sind Augenöffner.

Von der Expo 2027 steht noch nicht viel. Die Konzeptidee des Siegerprojekts ist aber vielversprechend. Die Konzentration auf drei Landschaftsräume Berg, Kreuzung/Stadt und See, verbunden durch drei Eisenbahnringe, überzeugt. Dass das städtische Zentrum mit Drehscheibenfunktion in Winkeln liegen soll, hat Witz. Es liegt an einem Ort, wo städtische Entwicklung heute, mit einer starken Verkehrsdynamik, real stattfindet.

Die Schweiz ist, wie die neue *Geschichte der Landschaft in der Schweiz* von Jon Mathieu und anderen aufschlussreich zeigt, ein europäisches Landschaftslabor. Siedlungsgebiete mit hoher Wirtschaftsleistung, produktive Landwirtschaft und Bergregionen liegen nahe beieinander. Die Ostschweiz ist dafür geradezu typisch. Von grosser Bedeutung sind die Dreiländerecken. Auch dafür bringt die Bodenseeregion besondere Voraussetzungen mit.

Blick über die Grenzen hinaus

Eine Expo wird dann gelingen, wenn sie den Blick über die nahen Grenzen öffnet. Der Bodensee war, wie Arno Borst (*Mönche am Bodensee*) gezeigt hat, ein wichtiger spiritueller Raum und ein Schnittpunkt der europäischen Geschichte des Mittelalters. Über sehr lange Zeit war der ganze Bodenseeraum wirtschaftlich und kulturell eng verflochten. Erst in der Zeit der Nationalstaaten und vor allem nach dem Ersten Weltkrieg begannen die Menschen, sich mit dem Rücken zum See zu orientieren.

Eine Expo Bodensee-Ostschweiz eröffnet die Chance, dass die Ostschweiz vom vermeintlichen Rand

wieder in die Mitte rückt. Dies nicht nur für die Besucherinnen und Besucher aus anderen Regionen. Sondern vor allem auch im eigenen Selbstverständnis. Voraussetzung dafür ist eine Expo als offener Prozess, als Labor, in dem neu nachgedacht wird über diesen Raum, seine Geschichte und seine Zukunft.

Die letzte Expo 2002 im Drei-Seen-Land wurde – trotz erheblicher Startschwierigkeiten – ein grosser Erfolg. Sie hat dazu beigetragen, einer Region, die zuvor im Krisenmodus unterwegs war, neue Perspektiven zu eröffnen.

Die Ostschweiz steht wirtschaftlich an einem anderen Ort als die Region, welche die Expo 2002 getragen hat. Das Potenzial für eine erfolgreiche Expo 2027 ist aber nicht kleiner. Die Ausstellung kann Vorstellungsräume öffnen und Zusammenhänge schaffen. Für die Ostschweiz und den Bodenseeraum kommt sie genau zum richtigen Zeitpunkt.

Paul Rechsteiner ist St.Galler Ständerat und Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes.

Zu den bevorstehenden Expo-Abstimmungen in den Kantonen St.Gallen und Thurgau finden Podiumsdiskussionen statt, organisiert von Regio St.Gallen (Beginn jeweils 17.15 Uhr):
3. Mai: Kornhaus Romanshorn
18. Mai: Feldmühle-Areal (Scapa-Gebäude) Rorschach
23. Mai: ehem. Armstrong-Areal St.Gallen-Winkeln

Infos: regio-stgallen.ch

Das Expo-Labor von Teufen

Was eine Expo an gestalterischem Elan auslösen kann, zeigt die Ausstellung «Teufen Factory» im dortigen Zeughaus. Die Landesausstellung in Lausanne von 1964 hatte damals ungeahnte Auswirkungen in der Ostschweiz.

TEXT: PETER SURBER

«Die Provinz kann für einmal auch mit dem Takt der Weltmetropole mithalten. Das ist und bleibt eine Behauptung, aber eine schöne, die wohl tut. Die Provinz hinkt nicht immer hinterher.»

Den Beweis für diese schöne Behauptung findet man im Zeughaus Teufen, wo Kurator Ueli Vogt Weltstadt und Provinzdorf, New York und Teufen assoziativ zusammenknüpft. Dort, in New York war in den 1960er-Jahren Andy Warhol mit seiner «Factory» daran, zum Weltstar der Popkunst zu werden. Hier in Teufen entstand zur gleichen Zeit ein Treibhaus der gestalterischen Kreativität. Und den Anstoss hatte ein Unterfangen gegeben, das gerade wieder höchst aktuell ist: die Expo.

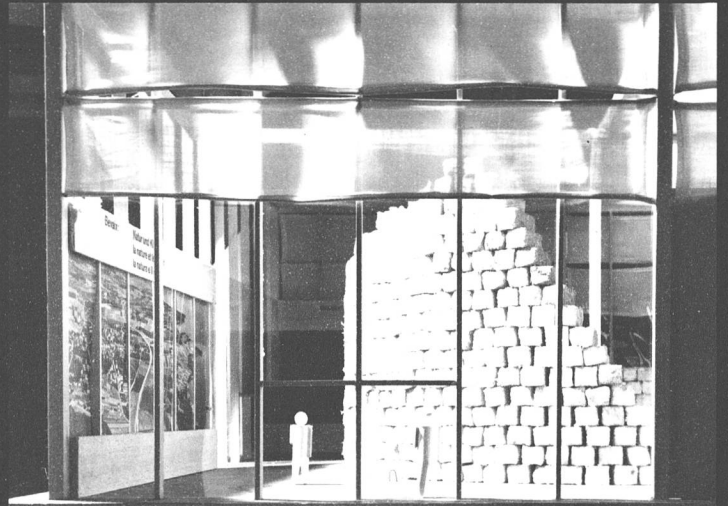
Werken und leben im Labor

Anfang der 60er-Jahre hatten die Gestalter Kurt Büchel und Remi Nüesch den Projektwettbewerb für die Abteilung «Gesteigerte Produktivität» im Sektor «Feld und Wald» der Expo gewonnen. Büchel hatte kurz zuvor mit seiner Familie die ehemalige Textilfärberei am Goldibach, unten beim Schwimmbad Teufen bezogen und verwandelt sie jetzt mit einer Crew von Helferinnen und Helfern zum Expo-Labor. Hier wurde gestaltet und gelebt, gesägt und geliebt, fantasiert und collagiert. Es entstanden die an der Ausstellung später viel diskutierte Motive – die riesige Strohballenspirale, die Tellercollage, Ratten- und Hühnerkäfig und andere Bilder des landwirtschaftlichen Alltags.

An einer Wand aufgereiht sind Fotos der Akteure von damals. Kurt Büchel, Remi Nüesch, Jules Kaeser, Urs Simmen, Brigitte Beyer, Carlo Wieland, Hans Schweizer, Jost Blöchliger, Gallus Bamert, Barbara Davatz, Norbert Völkle, Christian Nüesch, Kathrin Nüesch, Adda Büchel, Nara Büchel, Paul Studach: Ein kreativer Haufen traf sich im Haus Neubrücke 709.

Die bis heute imponierend modernen Schwarzweiss-Fotos des St.Galler Fotografen Pius Rast dokumentieren, ausgelegt auf Regalen und ergänzt um Zeitdokumente, das Endergebnis: die Expo-Schau. Den Arbeitsprozess selber zeigen ratternde Super-8-Filmschnitte auf unscheinbaren Monitoren, gedreht in der «Factory» selber und von der Künstlerin Katrin Keller auf kurze motorisch wiederholte Sequenzen verdichtet und mit Ton unterlegt, als käme die «Factory» noch einmal in Gang im Zeughaus.

Auf einem der Filmchen sieht man den jungen Hans Schweizer beim Kasatschok-Tanzen. Eine Reihe quadratischer Tafelbilder mit



Handmade in Teufen: Modell der Strohballenspirale. Bild: pd

Motiven des Kirchen-, Haus- und Brückenbaus, die Schweizer 19-jährig für die Grubenmannsammlung gemalt hatte, zieren die eine Wand im Zeughaus. Vis-à-vis hängen ebenso grossformatige neue St.Galler Stadtansichten, gemalt während eines Spitalaufenthalts, mit Blick auf die neue Fachhochschule und das umstrittene Revier hinter dem Bahnhof (pikanterweise bereits ohne Klubhaus...). Die spektakuläre Doppelhängung dokumentiert ein halbes Jahrhundert Malkunst von Hans Schweizer. Und zugleich den Wandel der Zeit.

Die Expo als Fiebermesser

Das ist, neben der «Factory», der andere frappierende Bezug dieser Ausstellung, nachzublättern auch in den aufliegenden Bildbänden: die Expo als Zeitspiegel. Stand die Landi 1939 im Zeichen der geistigen Landesverteidigung, lief die Expo 1964 unter dem Motto des wirtschaftlichen Aufschwungs und der noch ungebrochenen Fortschrittsgläubigkeit. «Bejahende Zukunftsgestaltung» hiess die Devise, und die «Feld und Wald»-Abteilung feierte die Segnungen des Kunstfinders und die Industrialisierung der Nahrungsmittelproduktion.

Kritische Töne fehlten zwar nicht ganz; dazu gehörte etwa der tonnenschwer lastende *Fels des Kredits*, das Symbol der landwirtschaftlichen Schuldenlast – eine Skulptur des St.Galler Bildhauers Max Oertli. Aber insgesamt dominierte, wenige Jahre vor den *Grenzen des Wachstums* des Club of Rome und der Ölkrise, ein freudiger, auch internationaler Aufbruchgeist – bis hin zur markanten Typographie und Ausstellungsarchitektur, mit der sich die Expo als Ort der kreativen Avantgarde positioniert hat.

Die Ausstellung in Teufen macht, kurzum, Lust auf eine nächste Expo – die, wie damals, erneut zum Spiegel ihrer Zeit und ihrer Zeitgenossen werden könnte. Und zur Inspirationsquelle einer nächsten Generation gestalterischer und gesellschaftlicher «Factories».

Teufen Factory: bis 12. Juni, Zeughaus Teufen

zeughauseufen.ch

Das Zeughaus organisiert in Zusammenarbeit mit Ulla Ahmann und Cristina De Biasio Marinello auch Führungen für Menschen mit Demenz.

Doku:

srf.ch/play/tv/kultur/video/sektoer-feld-und-wald-24-7-1964



Robert Frank
BOOKS AND FILMS
 1947 – 2016

15. Mai – 30. Oktober 2016



Heinrich Gebert
 Kulturstiftung Appenzell

Kunsthalle Ziegelhütte
www.h-gebertka.ch



© Hedi Zuber, Selbstporträt vor Kloster St. Gallen,
 1988, Museum im Lagerhaus

museum im lagerhaus.
 stiftung für schweizerische **naive kunst**
 und **art brut**.

Bis 10. Juli 2016

Hedi Zuber und ihre Freunde

Sonntag, 29. Mai 2016, 10.00 bis 12.00 Uhr
Kunst-Erleben mit Langsamkeit
 Workshop mit Susanne Daeppen, Tänzerin

Öffentliche Führungen

Dienstag, 10. Mai 2016, 18.00 Uhr
 Sonntag, 22. Mai 2016, 11.00 Uhr

Di bis Fr 14.00 – 18.00 Uhr | Sa und So 12.00 – 17.00 Uhr
 Auffahrt und Pfingstmontag geöffnet
 Davidstrasse 44 | CH-9000 St. Gallen
 T +41 (0)71 223 58 57 | www.museumimlagerhaus.ch
www.facebook.com/MuseumimLagerhaus

www.k9000.ch



**NORA
 STEINER,
 ANNA
 WITT**

5. März bis 22. Mai 2016
 Führung: Sonntag, 22. Mai, 15 Uhr

**JILL
 MAGID**

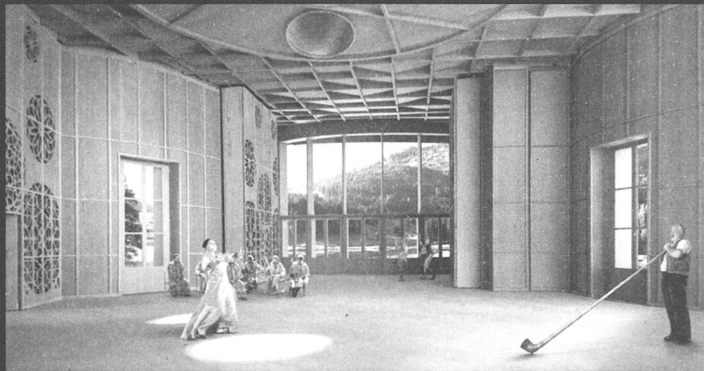
4. Juni bis 21. August 2016
 Eröffnung: Freitag, 3. Juni, 18 Uhr

Davidstrasse 40 9000 St. Gallen
 Di-Fr 12–18 Uhr, Sa/So 11–17 Uhr

Ein WEF für den Klang – und die Stille

So zufällig das Nein des St.Galler Kantonsrats zum Klanghaus im Toggenburg am 1. März zustande gekommen ist: Dahinter steckte auch Ungewissheit, was ein Klanghaus überhaupt ist. Musiker Peter Roth über seine Visionen.

TEXT: PETER SURBER



Das Klanghaus in einer Visualisierung. Bild: pd

«Jodlerschuppen» oder «elitäre Kiste»? Werkstatt oder Konzertsaal? Für alle oder für ein paar Auserwählte? Das Klanghaus im Toggenburg ist auch nach rund 20-jähriger Planungsgeschichte noch immer für viele ein Ufo, das am Schwendisee ob Wildhaus dereinst landen soll. Viele Fragen bleiben offen; das hat sich nicht nur bei der Schlussabstimmung im Parlament gezeigt, bei der das qualifizierte Mehr knapp verpasst wurde, sondern auch an der Klanghaus-Debatte danach, Mitte März im St.Galler Palace (siehe dazu saiten.ch/huehnerhaus-bienenhaus-klanghaus/).

Peter Roth, der Erfinder der Klanghaus-Idee, kennt die Einwände bestens, die finanziellen wie die inhaltlichen. Zu letzteren gehört die Ansicht, das Klanghaus sei ein rein volksmusikalisches Projekt. Ist es das?

«Einerseits: Ja. Das geplante Klanghaus bildet mit Klangwelt, Schellenschmiede und Naturstimmenfestival eine Einheit, gewachsen aus der naturtönigen musikalischen Tradition der Region rund um den Säntis. Das Klanghaus gehört deshalb hier und nirgendwo sonst hin.» Andererseits sei Klang aber ein urmenschliches Thema, das alle Musik mit einbezieht, von Jodel bis Jimi Hendrix, vom Toggenburg bis Tibet. Und das auf vielen Ebenen anklängt; es ist Peter Roths Lebensthema, quer durch Musiktheorie und -geschichte, Physik, Kultur, Religion und Philosophie.

Obertöne: Physik mit Hühnerhaut

Klang? Das ist das, was über Melodie, Harmonien und Rhythmus hinaus in jeder Musik steckt – und gemeinhin einem Instrument oder der Stimme als «Klangfarbe» zugeordnet wird. Hinter dieser

«Farbe» steckt kein Geheimnis, sondern Physik: die unterschiedliche Zusammensetzung einer Schwingung aus Ober- und Untertönen. Die Obertonreihe ist universell; eine Zäsur mit weitreichenden Folgen zumindest für die europäische Musikgeschichte war allerdings das Jahr 1708, in dem der deutsche Orgelbauer Andreas Werckmeister die temperierte Stimmung für Tasteninstrumente erfand. Seither existieren gleichsam zwei Musikwelten, die naturtönige und die temperierte. Mit Werckmeister wurden Kompositionen quer durch alle Harmonien möglich. Eine grandiose Entwicklung, sagt Peter Roth – wenn auch um den Preis der reinen Akkorde.

Naturtöne «hört» man, auch wenn man nichts davon weiss: Beim Singen klingen sie mit, bei obertonreichen Instrumenten wie Schellen, Gongs, Didgeridoo, Naturhorn, Hackbrett und anderen Saiteninstrumenten, sie werden aber auch elektronisch produziert. Das «falsche» Alphorn-Fa, das «Zigeuner-Moll» oder die Blue Note des Jazz entstammen der Obertonreihe. Kein Zufall also, dass es eine weltumspannende Klangsprache mit verwandten Eigenschaften gibt, sagt Peter Roth – kein Zufall daher, dass ein Zäuerli aus dem Alpstein oder ein Jodel aus dem Muotathal dem Gesang der Pygmäen aus Zentralafrika oder dem «Joik» aus Lappland näher sind als einem Kunst-Jodellied. Das Naturstimmen-Festival macht solche Bezüge Jahr für Jahr hörbar, dieses Jahr mit Stimmen aus Finnland, Ukraine, Mongolei, Kongo, Zimbabwe, Italien, Spanien, Rumänien, Guinea, Taiwan, Türkei, Tibet, Serbien, Schweden, Deutschland, der Schweiz – und dem Toggenburg und dem Appenzellerland.

Vielen Kulturen gemeinsam ist, dass solche Klänge in rituellen Zusammenhängen verwendet werden. Peter Roth spricht von den «rites de passage», den Feiern des Übergangs, von der Alpaufahrt bis zur «Wandlung» in der Messe oder anderen Initiationen, bei denen das Geschehen mit Naturton-Klang, mit Schellen, Gongs oder Trommeln begleitet und befördert wird. Von solchen spirituellen Trans-Porten ist es nicht mehr weit bis zur Trance und zur Transzendenz. Oder bescheidener gesagt: bis zu Hühnerhaut-Momenten.

Zusammenbringen statt trennen

Im grossen Thema des Klangs kommen für Peter Roth musikalische, völkerverbindend kulturelle, spirituelle, naturwissenschaftliche Erfahrungen zusammen. Darin stecke Zündstoff «in einer Zeit, die die Tendenz hat, die Dinge zu trennen». Und darin stecke die Hoffnung auf ein künftiges «Integralbewusstsein», wie er es mit einem Begriff des Philosophen Jean Gebser nennt. Kein Wunder, hat Gebser das Ohr als Organ hervorgehoben, das integrierend statt, wie das Auge, objektivierend funktioniert.

Also: Ohren auf! Das erhoffte Klanghaus am Schwendisee, gebaut als «begehbare Instrument», ist für Peter Roth ein Ort der offenen Ohren, aber auch der Stille – und der offenen Grenzen, zwischen Disziplinen und Kulturen. Das im Mai stattfindende Naturstimmen-Festival ist gelebte Interkultur, nicht zufällig heisst sein Motto «Klang und Toleranz». Und dies im Toggenburg, das sonst gern SVP wählt; für Peter Roth ist das ein starkes Zeichen. «Wenn Davos sein WEF für die Wirtschaft hat, warum das Obertoggenburg nicht ein WEF für den Klang?» Es wäre ganzjährig, solidarisch, harmonisch – und bräuchte mit Sicherheit keinen Polizeischutz.

Naturstimmen 2016:

3. bis 16. Mai, Alt St.Johann

klangwelt.ch/de/klangfestival-2016

Geballte Ladung St.Gallerdeutsch

Was im Rap verbreitet ist, muss man im Punkrock lange suchen: Texte auf St.Gallerdeutsch. Nun wagt die Band i.explode.i das Experiment.

TEXT: URS-PETER ZWINGLI



«Über Sex kann man nur auf Englisch singen / Denn allzu leicht kann's im Deutschen peinlich klingen», wussten Tocotronic schon 1995. Aber im deutschen Sprachraum singen die meisten Bands nicht nur über Sex, sondern über *alles* auf Englisch. «Man fängt mit 16 Jahren an, Musik zu machen, und orientiert sich dabei halt an seinen Vorbildern», sagt dazu Marco Baumann, Bassist der St.Galler Melodic-Punkband i.explode.i. Und für deren drei Mitglieder waren die Vorbilder eben vor allem Punk- und Hardcore-Bands aus den USA. Nun wagen die Musiker nach Jahren in verschiedenen Bands und vielen Songs auf Englisch ein Experiment: Die Texte auf ihrem neuen Album *Vo läbä, tod und dräckigä hünd* sind alle auf St.Gallerdeutsch.

Es klingt nach Aufbruch und Veränderung

Sänger, Gitarrist und Textschreiber Rico Mittelholzer spricht von einer «riesigen Entdeckung, die umzusetzen aber auch viel Mut gebraucht hat». Denn seit seine Texte eine «echte Aussage» hätten, müsse er in der Musik viel Persönliches zeigen.

Die Texte der acht Songs sind offen gehalten und arbeiten viel mit Andeutungen und Skizzen von Geschichten. «Meine Songs sind direkt vom Leben inspiriert», sagt Mittelholzer. Er verarbeite darin seine Erlebnisse der letzten fünf Jahre. «Aber jeder, der unsere Musik hört, soll sie mit seinen eigenen Erfahrungen interpretieren.»

Also ganz subjektiv interpretiert: Die acht Songs auf dem knapp 40-minütigen Album tönen nach Aufbruch, Veränderung und dem Blick nach vorne. «i packe all de gsamlet Scheiss / mini lascht mis Erbguet bliebed do» heisst es etwa im hymnischen Song *Erbguet*. Oder in *Dezember*, der das Album abschliesst: «i lonä alles stoh / en neue Wäg / jetzt nur kei hascht es goht bald los». Dabei haben durchaus auch dunkle Momente ihren Platz: Depressionen, vom Leben kaputte Menschen, Flucht, Angst sind ebenfalls Themen. «Es brauchte auch eine gewisse Lebenserfahrung, um dieses Album zu schreiben», sagt Mittelholzer, der wie seine beiden Bandkollegen jenseits der 30 ist.

«Das hättet ihr schon immer machen sollen»

Aus der geballten Ladung Text wird zusammen mit dem melodiösen, ziemlich clean und sehr druckvoll produzierten Punkrock ein Soundtrack zum Frühsommer, zum Losfahren und Abhauen, auch zum Driften. Oder zum Zufahren nach einem harten Arbeitstag, wobei auch Mittelholzer viele seiner Texte geschrieben hat. Seiner rauen Stimme hört man die ungefilterten Emotionen, die die Texte tragen, gut an. «Wenn ich Rico zuhöre, werden Erinnerungen wach und manchmal habe ich sogar einen Kloss im Hals», sagt Schlagzeuger Pascal Frischknecht.

Musikalisch bewegen sich i.explode.i wie schon auf ihrem ersten Album *Golden Boats* im weiten Feld des Melodic Punk. Auf *Vo läbä, tod und dräckigä hünd* ist aber noch eine gute Prise Pop dazu gekommen – laut der Band namentlich der Einfluss von Ex-Bandmitglied Toby Hungerbühler, der das Album in seinem St.Galler Pit Stop Music Studio aufgenommen und produziert hat. «Die meisten Bands, die zu mir kommen, haben schon eine klare Vorstellung davon, wie sie klingen wollen. Ich muss sie dann manchmal zu ihrem Glück zwingen», sagt Hungerbühler und grinst. *Vo läbä, tod und dräckigä hünd* sei aus seiner Sicht eine «sehr erwachsene» Platte geworden, die zu der Band passe. Als er die ersten Demos mit den Texten im St.Galler Dialekt hörte, habe er zur Band gesagt: «Das hättet ihr schon immer machen sollen.» Es klinge einfach authentisch und echt.

Das Album werden i.explode.i am 20. Mai in der Grabenhalle taufen, danach sind Konzerte in der ganzen Schweiz geplant. «Wir haben schon in vielen Kellerlöchern für einen Teller Pasta gespielt – auch weil wir erwachsener geworden sind, wollen wir für die nächsten Konzerte mehr auf Qualität setzen», sagt Sänger Mittelholzer. Wobei es natürlich auch die wilden Wochenenden noch brauche, an denen man für ein Konzert stundenlang irgendwo hin-karrt, auf der Bühne alles gibt und danach die Nacht durchmacht.

So kann man die Kraft von Musik beschreiben – oder auch mit einer der letzten Zeilen des Albums: «Was söll denn Ziet scho bedütä / mit dere Liebi woni föhl».

i.explode.i: *Vo läbä, tod und dräckigä hünd*. Berrymore & Flare.

Album-Release Konzert: Freitag, 20. Mai, Grabenhalle St.Gallen. Mit Delilahs.

bandcamp.iexplodei.com

facebook.com/iexplodeiband

Die Synthesizer schick usebüzlät

Das St.Galler Electropop-Duo Dachs hat eine neue EP: Hall wie im Kloster, Metaphern à la Coelho und eine gefährliche Nähe zum Kitsch – *Büzlä* ist gelungen.

TEX: DAVID NÄGELI



Lukas Senn und Basil Kehl (rechts) sind Dachs. Bild: pd

Dachs spielen Electropop. Die Masche: Electropop mit Mundart-Gesang. Auf Sangallisch, versteht sich. Nachdem Basil Kehl (ihn kennt man auch als Wassily) und Lukas Senn 2012 den bandXost-Wettbewerb gewonnen hatten, standen sie am Openair St.Gallen auf der Bühne und veröffentlichten eine Mini-EP mit zwei Songs. Am 7. Mai taufen Dachs im Palace nun den ersten grösseren Release namens *Büzlä*: Eine knappe halbe Stunde verhallte Synthesizer und Geschichten, aus der grossen, meist aber aus der kleinen Welt des Ostschweizer Alltags.

Mundarthymnen mit Coelho-Metaphern

Der wohl stärkste Song auf der EP heisst *Bumerang*. Ein älterer Typ (so ähnlich wie ihn die Aeronauten in *Heinz* schildern) läuft vor einen Club, hat «e Hampfle voll mit Glück debii und biz Freud» und gibt ungefragt Lebensweisheiten von sich. «S [Glück] chunnt zruigg, so wie en Bumerang». Ein Refrain, den man sich gut auf ewigem Repeat im mundartliebenden Sonntagsprogramm von Schweizer Radios vorstellen könnte, so ähnlich wie Züri West. Nur halt aus dem Osten, mit Synthesizern und doch ein gutes Stück lässiger.

Bumerang zeigt auch, was viele Dachs-Texte stark macht. Das Glück «chunnt zruigg», «flüügt nu umenand» und du «mueschs fange» – alles wie ein Bumerang. So sind auch die anderen Metaphern, die Dachs in ihre Texte packen: verständlich, beinahe auf alles anwendbar und gefährlich nahe am Kitsch. Die Paolo Coelho-Methode, sozusagen. Beim *Liechtsignal* («blybsch no stoh und denn isch rot»), beim *König vo de Welt* oder auf der lachenden *Titanik*. «Mir gefällt die usebüzläti Wirklichkeit», sagt Kehl. «Und die Nähe zum Kitsch finde ich aufregend.»

Subtil aufgeregt

Ums Usebüzlä gehts beim Titeltrack aber nicht. Zumindest nicht im Sinn eines brauchbaren Schönheitsideals. Hier *büzlät* der Schweizer Bünzli vor der eigenen Hütte («Mitem Schüfeli und em Bäseli / Sie säged; c'est la vie») und wirft keinen Blick über die Hecke. Im

sauber-luftigen Gewand aus Synths und weicher Stimme wirkt die Kritik eher brav, vielleicht aber auch eher zynisch. «In der EP steckt durchaus eine subtile Aufregung», sagt Kehl.

So wie die Texte den Alltag usebüzlen, haben Dachs die Synthesizer und Gitarren gut angezogen, hübsch geschminkt und danach ein Foto mit verwaschenem Instagram-Filter geschossen. Aufgenommen wurde zwar alles in Eigenregie im Dachs-Bandraum in der Reithalle, aber der Hall klingt nach Kloster. Die schwebenden Synths fliessen in die Stimme über, hohe Vocal-Samples tragen durch die Songs. Heraus stechen auf *Büzlä* die Stereo-Spielereien von *Mir Sind Di Lachend Titanik* oder der pompöse Refrain von *Z'Sangalle Schneits*. Und die starken Melodien, die sich Stimme und Synthesizer gegenseitig zuspieren.

Hook um Hook

Die EP strotzt vor Hooklines. Und sie werden in fast allen Songs unermüdlich wiederholt. Dass Dachs das können, haben sie unter anderem auch mit ihrem WM-Song *Kei Eidgenosse* und mit *Jö* bereits bewiesen. Kandidaten für Ohrwürmer gibts auch jetzt einige, allen voran *Bumerang* und *Büzlä*. Etwas weniger fesselnd sind *König vo de Welt* und *Rüsigi Erwartige*, die in sich gleichförmiger und weniger charakterstark sind als die restlichen Songs der EP.

Büzlä kommt sehr homogen daher. Einerseits verwischt der Lead-Gesang mit zahlreichen Backing-Vocals und den Synthesizern, andererseits harmonieren die Songs gut miteinander. Die Texte leiten hübsch von Metapher zu Metapher, malen die Welt mal gross (*König vo de Welt*), mal klein (*Büzlä*), und Kehls charakteristische Stimme bietet Wiedererkennungswert – natürlich auch dank des Dialekts.

Kitsch und Bünzlitium

Was moderne Mundartmusik angeht, passiert in den letzten Jahren doch einiges. Man könnte sich den Menschen anschliessen, die von einem «neuen Bünzlitium der Jugend» sprechen, die das Backen und das Stricken wieder entdeckt (siehe Märzheft von Saiten) – und eben auch die Mundartmusik.

Man könnte böse sein und Dachs auf das Rezept «Ostschweizer Dialekt meets Electropop» reduzieren (die Band selbst weibelt damit, die ersten zu sein, die dies tun). Doch damit würde man ihnen nicht gerecht. Mundart funktioniert grossartig bei Dachs – die Texte wirken ehrlicher. Und dank der Ehrlichkeit verfällt *Büzlä* nicht dem Kitsch, sondern ist nur ein wenig usäbüzlät.

EP-Taufe: 7. Mai, 21 Uhr, Palace St.Gallen. Mit Dachs, Don't Kill the Beast, Sensu und Gigolo Romantico

[facebook.com/DachsBand, palace.sg](https://www.facebook.com/DachsBand, palace.sg)

Weitere Konzerte:

27. Mai: Lauterfestival Zürich

28. Mai: Jugendfestival Wattwil

6. Juni: Musig uf de Gass St.Gallen

22. Juni: Katakombe Zürich

Das richtige Wort wäre: Lebensraum

Ein Theaterstück und zwei neue Bücher beschäftigen sich mit dem Leben der Fahrenden in der Schweiz. Politisch hinkt der Kanton St.Gallen weiterhin hinten nach.

TEXT: RICHARD BUTZ



Probenbild von *Picaro*. Bild: pd

Im St.Galler Schönauquartier stehen (noch) einige Barackenhäuser, in denen zumeist Schweizer Fahrende, Angehörige der kleinen Minderheit der Jenischen, wohnen. Hier ist Theaterpädagoge Adrian Strazza auf sie aufmerksam geworden. Daraus sind Fragen gewachsen: Wer sind diese Menschen, wie leben sie, wie und wann sind sie unterwegs? Gerade diese letzte Frage hat Strazza zu intensivem Nachdenken angeregt, denn er sei, sagt er, selber auch beruflich viel unterwegs. Die so angestossenen Recherchen von ihm und seinem Berufskollegen Stefan Graf gestalteten sich dann um einiges schwieriger, als sie sich vorgestellt hatten. Viele Jenische sind misstrauisch gegenüber Sesshaften, sie sind es leid, idealisiert oder verachtet zu werden, hätten lieber genügend Durchgangs- und Standplätze, möchten sich einfach in ihrer Lebensweise akzeptiert wissen.

Zu einigen Begegnungen ist es dennoch gekommen, etwa im Schiltacker in St.Gallen, wo es Wohnungen für Jenische gibt, oder auf einem Durchgangsort im bündnerischen Bonaduz. Inspiriert vom Leben der Fahrenden, ist die Idee eines Stücks, aufgeführt als Freilichttheater, entstanden: *Picaro – Ein Theaterstück für Fahrende und Sesshafte*. Für die Vorarbeiten, durch einen Werkbeitrag der Stadt St.Gallen unterstützt, haben sich Graf als Autor, Strazza als Produzent, Simon Ledermann als Regisseur und Michael Wernli als Musiker an die Arbeit gemacht.

Die Geschichte dreht sich um Anna, gespielt von der Jazzsängerin Miriam Sutter, und Christian (Strazza), die als junge und verliebte Jenische im Wohnwagen in einem Schweizer Sommer unterwegs sind. Mit dabei im Gepäck ist ein grosser schwarzer Koffer, gefüllt bis an den Rand mit den Lebensgeschichten der Eltern von

Christian: Vater *Picaro*, gespielt von Hans Gysi, und – imaginär – Mutter Sophie. Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft reisen mit, bis es Winter wird und sich das junge Paar, das inzwischen ein Kind erwartet, fragt, wohin die Reise geht und was im nächsten Frühling sein wird.

Aus diesen Fragen ist für Adrian Strazza «ein Theaterstück mit viel Musik und Gesang über das Weggehen, das Ankommen und über die Frage nach der eigenen Herkunft» geworden. Es versteht sich fast von selbst, dass *Picaro* nach der Premiere Ende Mai auf dem St.Galler Gallusplatz ebenfalls auf die Reise geht, mit Halt in Rorschach, Arbon, Wil, Frauenfeld, Wattwil, Rapperswil, Buchs, Appenzell und zuletzt dem Pestalozzidorf Trogen. Zum Theater gehört auch ein bereits gut genutztes pädagogisches Begleitprojekt für Schulen.

Gefordert: Lebensraum

Picaro ist auch in Gossau zu sehen. Hier wird heftig gestritten über einen Standplatz für Fahrende im Grenzgebiet zur Stadt St.Gallen. Das Gossauer Stadtparlament hat Nein gesagt, gleich wie die Rheintaler Gemeinde Thal. Vom Tisch ist dieses Thema damit nicht, denn der Kanton St.Gallen hat sich verpflichtet, insgesamt sechs dieser Plätze zu schaffen. Bisher sind es erst drei. Die Aufführung am 31. Mai im Gymnasium Friedberg findet wenige Tage vor der dank einem Referendum möglich gewordenen Volksabstimmung in Gossau statt.

In der Auseinandersetzung um die Rechte und Anliegen der Jenischen könnten zwei Bücher aufklärend wirken. Das eine, mit Texten von Michèle Minelli und Fotografien von Anne Bürgisser, heisst *Kleine Freiheit – Jenische in der Schweiz*. Es beleuchtet die schwierigen und positiven Aspekte im Alltag der Jenischen, berichtet von ihrer Geschichte und zähem Widerstand, von politischen Aktionen, von nostalgischen Vorstellungen. Eindrücklich und erhellend ist folgende im Buch gemachte Aussage von Daniel Huber, Präsident der «Radgenossenschaft»: «Man soll nicht von Stand- oder Durchgangslätzen sprechen. Das korrekte Wort dafür ist ‚Lebensraum‘.»

Dunkle Vergangenheit

Das zweite Buch, von Sara Galle, trägt den lakonischen Titel *Kindswegnahmen* und erscheint im Mai. Die Verfasserin arbeitet detailreich das Wirken des «Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse» auf. Dieses wurde in den Jahren 1926 bis 1973 von der Stiftung Pro Juventute im Kontext der Schweizerischen Jugendfürsorge betrieben und stand unter der Leitung des Berufsvormunds Alfred Siegfried, eines verurteilten Sexualstraftäters. Fast 600 Kinder wurden in dieser Zeitspanne mit Hilfe der Behörden ihren Eltern weggenommen und in Pflegefamilien, Erziehungsheimen, Arbeitsanstalten, psychiatrischen Kliniken und Gefängnissen untergebracht. Dass bei dieser traurigen Geschichte die Kantone St.Gallen und Graubünden nicht gut wegkommen, sei bereits im Vorfeld angekündigt.

***Picaro*: 27. und 28. Mai, Gallusplatz St.Gallen, jeweils um 14 und 20.30 Uhr, bei fast jedem Wetter.**

Tourneeorte und -daten und weitere Infos: picaro.info

Mehr dazu auch hier: saiten.ch/rollendes-theater-fuer-die-fahrenden/

Michèle Minelli / Anne Bürgisser: *Kleine Freiheit – Jenische in der Schweiz*. Verlag Hier und Jetzt, Baden 2015, Fr. 49.–

Sara Galle: *Kindswegnahmen*. Chronos Verlag, Zürich 2016, ca. Fr. 70.– (im Buchhandel ab 10. Mai)

Selbstüberschätzung, systemrelevant

Der St.Galler Psychotherapeut Theodor Itten hat nach *Jähzorn* ein neues Buch geschrieben: *Grössenwahn* ist eine zornige Analyse der Topshots in Wirtschaft und Politik.

TEXT: PETER SURBER

«Die Gier der Haudegen, der Tausendsassas im Grössenwahn führte zum realwirtschaftlichen Systemkollaps, der nur dank des Einsatzes von Volkseigentum in den privaten Banken aufgefangen werden konnte. Was ist los im Hause der Demokratie, wenn Notenbanken diesen systemrelevanten Grössenwahn stützen, den selbstverschuldeten, schwindelerregenden Ruin schützen?»

Theodor Itten geht in seinem neuen Buch hart ins Gericht mit dem, was er den «Superkapitalismus-Grössenwahn» nennt. Er sieht ihn bei den Affären um Grossbanken wie die UBS, die «too big to fail» war; er sieht ihn bei VW und dem gigantischen Abgasbetrug seiner Topmanager, die VW zum grössten Autokonzern der Welt machen wollten, «koste und brauche was es wolle». Er sieht ihn, wohin er schaut in der Deutschland AG, Schweiz AG, Europäische Union AG. «In der global vernetzten Finanz- und Realwirtschaft regieren Ruhm, Geld- und Machtgier.»

Narzisstisch gestört

Die Gründe liegen im Buch nicht so leicht auf der Hand wie die zornigen Diagnosen. Itten beschreibt diese Spezies Manager als «soziopathisch und psychopathisch veranlagte» Machtmenschen: ein Steve Jobs, ein Jürgen Schneider, ein Warren Buffet, ein Martin Winterkorn. Er zitiert Studien wie das Buch *Gier* von Jason Zweig, der den Topshots «narzisstische Störungen» zuschreibt, die «Überschätzung der eigenen Fähigkeiten als Tausendsassa», Verführbarkeit durch «die unheimliche Macht des Vermehrens», in der Folge «mangelnde Einfühlung» und «mentale Härte». In der Summe gelten diese Eigenschaften als Garanten des Erfolgs in der Chefetage – aber zugleich sind sie eine «systemrelevante» gesellschaftliche Bedrohung, wie im Fall VW, diesem «Totalschaden der industriellen Arroganz».

Grössenwahn dieser katastrophalen Art diagnostiziert Theodor Itten auch bei zahlreichen Politikern von Putin bis Assad, von Chruschtschow bis Karadzic und vielen weiteren. Und besonders weit tut sich der Abgrund menschlicher bzw. männlicher Hybris im Terrorismus auf. In islamistischen wie in «abendländisch»-breivikischen Wahnsinnstaten, im mörderischen Grössenwahn des Luft-hansa-Piloten Lubitz, der vor einem Jahr 149 Menschen in den Tod riss, in den Greueln der Nazis und anderer Verbrecher. Als eine der wenigen Frauen kommt die 1914 geborene britische Hitler-Verehrerin Unity Valkyrie Mitford zu zweifelhaften Ehren im Buch.

Etwas harmloser geht es im «höher, schneller, weiter» des Spitzensports zu und her. «Lauter Verrückte», sagt einer dazu, der es wissen muss: Uwe Seeler, deutsche Fussballlegende, gibt in einem ausführlichen Interview im Buch seine «Ideologie der Normalität» preis und äussert sein Unverständnis über die egomanischen Kollegen auf dem Feld.

Lob des Jugend-Grössenwahns

Harmloser – oder doch nicht? – sind auch die egozentrischen Phänomene der sozialen Medien, denen Itten eine beträchtliche Ver-

führungskraft in Sachen Grössenwahn zuspricht. Insgesamt seien die heutigen Jugendlichen mit all den «Plattformen zur Ermöglichung von Selbstpräsentation» einem «ununterbrochenen Grössenwahn-Festival» ausgesetzt, heisst eine der Hypothesen des Autors. Im Gespräch mit einem Lehrlingsbetreuer bei Bühler Uzwil lässt sich die These allerdings nicht erhärten; die «Komplexitätsreduktion», die eine solche Pauschalisierung bedeute, nimmt Itten selbstkritisch und zugleich erleichtert zurück.

Denn umgekehrt ist das bilderreiche, mehr assoziative als systematische Buch auch eine Lobrede und Rechtfertigung jugendlicher Selbst-Überschätzung. Jungsein: Das bedeute seit jeher auch, «die wunderbarsten Selbstansagen» in sich selber zu spüren. Jugendbewegungen aller Zeiten nährten sich aus dieser Überheblichkeit und dieser Veränderungslust, aus einem Jugendgrössenwahn im Kontrast zur «rundum brav arbeitenden Wirklichkeit» (Martin Walser). «In einer zum ekstatischen Höhepunkt strebenden, aus dem Schatten der Gewohnheit tretenden Inszenierung befreien sich Jugendliche jeweils aus den Ruinen der einträchtigen Vergangenheit.»

Glücklich, wer sich im allmählichen Erwachsenwerden davon lösen kann und zu einem, in Ittens Worten, «genügend guten Ich» gelangt, das mit sich und den Zumutungen der Umwelt einigermassen ins Reine kommt, ohne Bomben werfen oder Millionen scheffeln zu müssen.

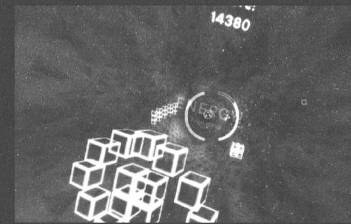
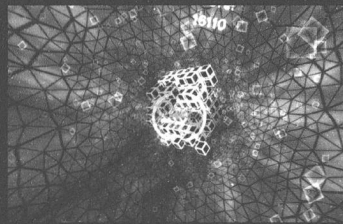
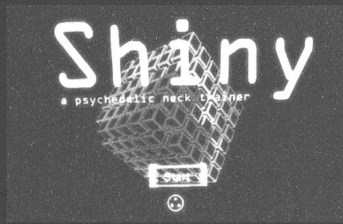
Theodor Itten: *Grössenwahn. Ursachen und Folgen der Selbstüberschätzung*. Orell Füssli Verlag Zürich 2016, Fr. 26.90.

Buchvernissage: Dienstag, 3. Mai, 20 Uhr, Rösslitor Buchhandlung St.Gallen

Werkstätte für virtuelle Welten

An der diesjährigen Ausserrhoder Kulturlandsgemeinde geht es um reale und virtuelle Welten. Mit dabei sind auch die Game-Entwickler der Firma Ateo. Mitinhaber Sebastian Tobler erklärt, was es mit Augmented Reality auf sich hat.

TEXT: KRISTIN SCHMIDT



Der Exit-Button ist immer oben rechts. Er erlaubt es, Schluss zu machen. Ganz gleich wie weit entfernt die Realität gerade ist, ob Lichtjahre entfernt in einer anderen Galaxie oder einen Zeitsprung weit in einem anderen Erdzeitalter. Klick – und die Menüsteuerung taucht auf. Klick – und das Cockpit weicht dem Couchtisch. Nur die besonders Hartgesottene wagen sich in den 360-Grad-Horror eines Spiels, in dem sie nicht mehr wegschauen können, nicht mehr ausweichen, in dem das Böse auch hinter einem lauert. Für alle anderen ist die Virtual Reality nur einen Wimpernschlag weit entfernt von der Realität.

Es ist fast so einfach wie den Ferienschmöker zuzuklappen und einfacher als Drogendosierungen im Griff zu behalten. Abtauchen. Auftauchen. Vielleicht braucht der Körper ein paar Sekunden, aber die Grenze ist klar gezogen dank der Technik. Sie erlaubt es, der Realität zumindest vorübergehend und gezielt zu entkommen oder sie zu erweitern. Zu erweitern?

Erweiterte Realität ist ein grauenhafter Begriff für Sebastian Tobler. Der Mitinhaber der Zürcher Firma Ateo bleibt lieber beim sperrigen, weil noch ungewohnten Anglizismus Augmented Reality, und nennt statt möglicher Übersetzungen gern ein einfaches Beispiel: Bei Fussballübertragungen werden mitunter weisse Linien eingeblendet, um die Offside-Entscheidungen der Linienrichter zu verdeutlichen. Die Realität wird also ergänzt. Oder wie es Tobler zusammenfasst: «Wir nehmen die Wirklichkeit und verändern sie, fügen etwas hinzu. Gezielt eingreifen zu können, ist der Reiz.»

Keine Angst vor Realitätsverlust

Dafür ist Technik das Vehikel, sie transportiert auch Chancen. Wenn Tobler beispielsweise über das neue Augmented Reality-Projekt für das St.Galler Museum im Lagerhaus spricht, lässt er die Dinge selber zu Wort kommen: «Das Bild sagt uns: Schau, bei mir ist es spannend.» Ein klarer Gegensatz zum Audioguide, «der sich immer im Erklärmodus befindet. Mit Augmented Reality können wir nicht nur Informationen liefern, sondern auch für die Sache begeistern. Und wir stossen das Publikum an, sich eigene Gedanken zu machen.» Das Argument, das Tablet stehe aber immer noch zwischen Betrachtenden und Bild, lässt Sebastian Tobler nicht gelten: «Kinder gehen inzwischen mit den Geräten um, als seien sie ihnen an den Körper gewachsen.»

Es gibt aber ein anderes Problem. Auf einem Chip lässt sich eine halbe Bibliothek abspeichern, aber mehr Daten sind nicht

zwingend relevantere Daten. Erst der kreative Umgang mit der Technologie ermöglicht bleibende Erlebnisse. Für Sebastian Tobler ist das immer auch eine Gratwanderung: «Was können wir dem Nutzer in punkto Intensität zumuten? Wo wird es lustvoller? Wo ist es zu viel?»

Keine Frage ist für ihn jene nach der Realität: «Die Menschen können selber gut unterscheiden zwischen der Realität und künstlich Hinzugegebenem.» Unbehagen setzt erst im Moment des Kontrollverlustes ein: Woher kam das? Wie lange geht das noch? Das war schon bei Thomas Manns *Mario und der Zauberer* so und ist mit neuer Technologie nicht anders. Aber Zaubershows funktionieren nur deshalb, weil Menschen selektiv wahrnehmen. Damit spielt auch Ateo: «Wir können unsere Eingriffe verstecken und sie mit der Wirklichkeit verschwimmen lassen.»

Detektivarbeit mit *Sherlock*

Erst in der virtuellen Realität des Spiels ist der Anspruch auf Wirklichkeit vollständig aufgehoben. *Shiny* besitzt kein Oben und Unten, sondern nur noch eine Time-Warps-Space-Röhre. Farbige Blöcke fliegen darin weg und müssen per Kopfbewegung erfasst werden. Dazu lässt sich jede beliebige Musik hochladen. Das Spiel funktioniert mit einer Virtual Reality-Brille und hat sich bereits den Ruf eines Nackentrainers erworben. Noch existiert nur der Prototyp, der allerdings so beliebt ist, dass im Mai die finale Version folgen soll. Also gerade rechtzeitig für die Kulturlandsgemeinde 2016.

Zum diesjährigen Thema – «wahr scheinlich fabelhaft» – passt auch das zweite Ateo-Spiel: *Sherlock*. Es ist die Adaption eines Hörspiels für Virtual Reality und erlaubt es, gemeinsam mit dem grossen Detektiv zu denken und nicht nur in seine Welt, sondern auch in die neue Technologie behutsam einzusteigen.

Kulturlandsgemeinde 2016: 7. und 8. Mai, Mehrzweckgebäude Stein AR

Mit Ateo (Sebastian Tobler und Janina Woods), Katja Gentinetta, Stefan Keller, Werner van Gent, Juli Gudehus, Petra Volpe, Pius Walker, Katalin Deér, Sherko Fatah, Thomas Widmer, Anne C. Martin, Markus Bischof, Markus Gsell, Miriam Sturzenegger, Marco Paniz, Philipp Langenegger, Martin Rutz, Jamil Tafazzolian, René Näf, Emil Müller, Gallus Knechtle, dem Frauenturnverein Stein und als Sonntagsredner Michael von Graffenried

kulturlandsgemeinde.ch

Kurze Sadomaso-Spiele und das Glück im Alter

Auf zur langen Nacht der kurzen Streifen: Die Kurzfilmnacht tourt mit über 30 Filmen durch die Schweiz. Die Clips sind romantisch, fantastisch – oder auch schwer erträglich.

TEXT: URS-PETER ZWINGLI

Wer will schon zwei alten Männern bei Sadomaso-Spielchen zuschauen? Genau das mutet uns die Kurzfilmnacht-Tour 2016 in ihrem Programm aber zu: Im neunminütigen Dok-Film *Zucht und Ordnung* zeigen die beiden deutschen Mittsiebziger Manfred und Jürgen, wie sie sich gegenseitig lustvoll Schmerzen zufügen. Geschmackssache, aber hier zeigt sich auch eine Stärke des Mediums Kurzfilm: Gefällt einem ein Streifen nicht, so ist er schnell vorbei und vergessen – ein starker Kurzfilm hingegen hallt im Kopf des Zuschauers nach. Umso mehr, weil in Kurzfilmen die Geschichten oft nur angedeutet werden und vieles offen bleibt.

Starkes Material bietet die Kurzfilmnacht-Tour, die am 27. und 28. Mai in St.Gallen und danach in Heerbrugg (30. Mai) und Wattwil (1. Juni) Halt macht, jedenfalls genug: 28 Filme oder über 4,5 Stunden Material werden gezeigt. Zu diesem Kernprogramm kommen unter dem Titel *Made in St.Gallen* zusätzlich Filme von Ostschweizer Regisseuren hinzu. Welche regionalen Produktionen gezeigt werden, wird allerdings erst zwei Wochen vor der Kurzfilmnacht in St.Gallen bekannt gegeben.

Trickfilme und Standortmarketing-Geschwafel

Die Kurzfilmnacht muss man sich aber nicht als erschlagendes Kinoerlebnis vorstellen: Das Programm ist in Themenblöcke von jeweils etwa einer Stunde aufgeteilt, dazwischen gibt's Pausen zum Auflockern und Verarbeiten. Den Einstieg in den Abend macht der Block «Swiss Shorts», der sechs teilweise preisgekrönte Schweizer Kurzfilme zeigt, die 2015 produziert wurden, darunter zwei Animationsfilme.

In einem davon mit dem Titel *Ruben Leaves* wird mit klaren Strichen und fast ohne Text die Geschichte von Ruben erzählt, einem hypernervösen *digital native*. Auf dem Arbeitsweg plagen ihn Zwangsvorstellungen: Habe ich die Tür abgeschlossen? Habe ich den Herd angelassen? Mit den Mitteln des Trickfilms, die Logik und Physik spielend überwinden, werden seine üblen Phantasien sogleich Realität.

Irgendwo zwischen Animation und herkömmlichem Film pendelt *Subotika – Land of Wonders*. In der mit viel Retro-Chic gestalteten Tourismuswerbung wird ein junges Paar auf Hochzeitsreise durch das fiktive Land Subotika begleitet. Das Land hat seltsame Sehenswürdigkeiten wie etwa ein imaginäres Museum oder sprudelnde Haaröl-Quellen, zum Essen werden Canapés gereicht, auf denen widerliche Tierchen zucken. Die irrwitzigen Reisebilder werden von einer Stimme kommentiert, die das vergammelnde Subotika in den höchsten Tönen lobt – eine schöne Parodie auf jegliches Standortmarketing-Geschwafel.



Szene aus dem Film *Anatomie*. Bild: pd

Fantastische Carte Blanche

Neben dem traditionellen Schweizer Startblock wählen die Kuratoren der internationalen Kurzfilmtage Winterthur für die Tour jedes Jahr neue Themenblöcke aus. In «Back to the Past» werden Publikumsлюбlinge aus dem Festivalarchiv der letzten 20 Jahre gezeigt. Und für den Block «Fantastic Nocturne» hatte das Neuchâtel International Fantastic Film Festival (NIFFF) eine Carte Blanche: Die Neuenburger Fantasten zeigen Raritäten wie den 1901 gedrehten Ultrakurz-Film *L'homme à la tête de caoutchouc*, aber auch Frisches wie den beklemmenden Dialog zwischen zwei Gangstern in *Invaders*.

Aus der Kurzfilmnacht sticht der Themenblock «Happy Age – Wünsche und Sehnsüchte im Alter» heraus. In sechs Kurzfilmen, darunter drei dokumentarischen, wird das Leben, Lieben und Träumen im Alter beleuchtet. Da wären eben Manfred und Jürgen, aber auch das zärtliche Porträt über die 86-jährige Morag, die alleine im äussersten Westen Schottlands lebt. «Wer kümmert sich um meine Schafe, wenn ich einmal tot bin?», ist ihre grösste Sorge. In der filmischen Rückschau auf ihr einfaches Leben im ländlichen Schottland blättert sie in einer Szene durchs Familienalbum und stösst auf ein Bild, das sie als etwa 30-Jährige zeigt. «Kaum zu glauben, dass ich jemals so jung war», sagt sie und verliert sich in Erinnerungen.

Kurzfilmnacht-Tour 2016: 27. und 28. Mai, Kinok, St.Gallen

Kurzfilmnacht-Soirées mit verkürztem Programm am 30. Mai im Kinotheater Madlen, Heerbrugg und am 1. Juni im Kino Passarelle, Wattwil

kurzfilmnacht.ch

«Grosser Meister!»

Erstaunlich: Eine Biographie des legendären St.Galler Domkapellmeisters Johannes Fuchs gab es noch nicht. Brigitte Schmid-Gugler hat sie geschrieben, als Familien- und Stadtsaga: *Die Fuchsens*.

TEXT: PETER SURBER



Johannes Fuchs dirigiert in der St.Galler Tonhalle.

Johann Anton Fuchs, «Lehrers Johann» in der Schwende AI. Johannes Fuchs, sein Sohn, 1903-1999, Domkapellmeister und Hauptperson des Buchs. Johannes Peter Fuchs, dessen Sohn aus erster Ehe, Musiker. Johannes Paul Fuchs, dessen Sohn aus zweiter Ehe, Grafiker. «Würde Vater noch leben, ergäbe das ein ausgewachsenes Johannes-Quartett», lässt Brigitte Schmid-Gugler den Johannes Nummer zwei, den grossen Fuchs, einmal sinnieren.

Freigeist im engen katholischen Milieu

Die Fuchsens: Das ist in erster Linie eine schillernde Familien-Geschichte. In deren Mittelpunkt: Johannes Fuchs, legendär mit dem wehenden weissen Haar und dem unvermeidlichen «Bändeli» um den Hals. Aus seiner ersten Ehe stammen drei Kinder, der spätere Oboist Johannes Peter, die spätere Ballettmeisterin Marianne und

Ursula. Sie bringt mit 19 Jahren 1959 den Sohn Daniel unehelich zur Welt und verliert prompt ihre Sekretariatsstelle bei den «lieben Mithristen von der Stiftsbibliothek», wie ein Freund bitter kommentiert. Ursula findet eine neue Stelle in Chur, der kleine Daniel wächst beim Grossvater Johannes und dessen erster Frau Maria auf. Nach deren Tod heiratet Johannes 1968, gerade im Pensionsalter angekommen, seine langjährige Geliebte, die Organistin Idda Heuberger. Ihr gemeinsames Kind, 1969 geboren, wird erneut Johannes getauft. Nach dessen Geburt hat Enkel Daniel keinen Platz mehr im neuen Familiengefüge und wird von seiner Tante Marianne und deren Sohn Jan aufgenommen. Ein familiäres Patchwork, das Kinder (und Erwachsene) erst einmal aushalten müssen.

Es ruft nach einer Autorin, die Neugier mit Respekt verbindet. Brigitte Schmid-Gugler gelingt es, indem sie die Nachkommen ausführlich zu Wort kommen lässt. Die familiären Verwicklungen werden beim Namen genannt – anders als früher: «Man hat in der Familie nie offen weder darüber noch über andere Dinge gesprochen», sagt Daniel Fuchs. Halb offen oder eher halb verdeckt wurde dafür in der Stadt über «die Fuchsens» gesprochen. Die Tochter des Domkapellmeisters mit einem «Unehelichen»: Das gab zu reden im engen und, wie das Buch klarmacht, manchmal bigotten katholischen St.Gallen. Doch Johannes Fuchs stand zur Tochter und zum Enkel; seinen Kritikern im Umkreis des Domchors, die ihm nicht nur dies übel nahmen, sondern auch, dass er den nicht-katholischen Männerchor Harmonie dirigierte, habe er es klar gesagt, erinnert sich Peter Fuchs: «Vorher gebe ich euch auf, als dass ich mich beeinflussen lasse.»

Auch die Liaison mit Idda Heuberger, genannt «Iddeli», bleibt nicht unbemerkt. Die jahrelangen Schleichwege ans «Himmelspörtchen» an der Zeughausgasse, die Briefbotschaften, jeweils mit Noten verziert («Dul!! Oh du. Wenn ich Dich doch nur noch hätte sehen können» – «Vergiss nicht, den Schlüssel wieder in den Briefkasten zu legen. Auf bald! bald?»), das Getuschel im «Damenkranz» des Domchors: Johannes, darin den Künstlerrännern aller Zeiten ähnlich, scheint virtuos auf der Klaviatur des Musik- und Beziehungszaubers gespielt zu haben. Idda dagegen leidet manchmal «Höllensqualen», klagt im Tagebuch über ihr «glutvolles Herz, das sich sehnt, quält, leidet».

Mit Souveränität oder auch: Verachtung für die Niederungen des täglichen Lebens geht Johannes Fuchs dabei über alles Administrative hinweg. Ihm zugeschickte Partituren kommen nie zurück, Rechnungen werden nicht bezahlt, die Steuererklärung bleibt liegen. Erst als Idda Heuberger die Familiengeschäfte in die Hand nimmt, kommt etwas Ordnung ins fuchsische Lotterleben.

«Grosser Meister» in Existenznöten

Die Fuchsens: Das ist auch und vor allem eine Musikgeschichte – und eine Geschichte der prekären Künstlerexistenzen. Idda Heuberger arbeitet als Organistin für einen Hungerlohn; Marianne Fuchs finanziert ihre Tanzausbildung mit Bügeln und Servieren, Johannes Fuchs zahlt für die Konzerte seines renommierten Zürcher Kam-

Von «Dada capo» ins Linsebühl

merchors die Defizite meist aus dem eigenen Sack, und noch im hohen Alter muss er beim damaligen kantonalen Kulturamtsleiter Lendi um einen Beitrag an seinen persönlichen Arbeitsaufwand von 3600 Franken ringen. Blamabel – denn immerhin handelte es sich um die Uraufführung von Paul Hubers *Te Deum*, das dieser zu Fuchs' 80. Geburtstag komponiert hatte.

Werden solche Querelen und damit der kulturpolitische Zeitgeist deutlich, so bleibt manche inhaltliche Auseinandersetzung vage. 1970 deutet ein (fiktiver) Dialog mit Fuchs an, dass der Domchor Verjüngung bräuchte und Fuchs zuviel von seinen Sängern verlange. Auch Querelen um die Liturgiereform kommen in einer Anekdote um den Einsiedler Pater Roman Bannwart andeutungsweise zur Sprache. Und schon bei seiner Wahl zum Domkapellmeister 1945 warnt ein Gratulant Fuchs vor der «verlogenen katholischen Schlangenbrut»: «Sie wissen hoffentlich, auf was Sie sich eingelassen haben.» Als Leser würde man darüber gerne mehr erfahren.

Was das Buch nur punktuell leistet, ist die musikalische Würdigung. Dokumente bezeugen die Verehrung, die Fuchs als Dirigent schon früh erlebt hat. «Grosser Meister!» beginnt ein «ergebener» Zuhörer sein Dankschreiben nach einem Konzert mit Haydn-Werken 1944 in der Zürcher Tonhalle und schliesst, auf den Namen des Kammerchors gemünzt: «Wäre es nicht an der Zeit, dem Kind den wahren Namen zu geben: Johannes Fuchs-Chor!» 1963 wird Fuchs als «wohl der repräsentativste katholische Kirchenmusiker der Schweiz» gelobt im (vergeblichen) Versuch, ihm zu einem Ehrendokortitel der Universität Fribourg zu verhelfen.

Der Sohn Peter, erfahrener Orchestermusiker, schränkt dagegen einmal ein: «Vater war halt schon nicht der Orchesterdirigent... Er hätte das Handwerkliche lernen müssen.» Als Chorleiter hätten ihn Gestaltungsfragen bewegt: «Was ist ein Klang, warum schwebt der eine und der andere ist tot?». Ähnlich lobt sein Nachfolger im Amt, Roland Bruggmann, die «Dimension der klanglichen Tiefe» bis «hinaus in den Bereich des Transzendentalen».

Devotionalien im Museum

Die Fuchsens ist eine materialreiche, inspirierte und (in den fiktiven Passagen) mit Mut zum Risiko geschriebene Saga einer Familie und des katholischen St.Galler Milieus. Das Buch wird begleitet von einer Ausstellung mit Erinnerungsstücken vom Notenschrank bis zu Konzertplakaten im Historischen und Völkerkundemuseums St.Gallen.

An der Vernissage spielten dort Flötist Daniel Pfister und Cellist Gerhard Oetiker Kompositionen von Daniel Fuchs aus dessen jungen Jahren – der damaligen Avantgarde verpflichtete, handwerklich souveräne Stücke. Mit ein bisschen Fantasie konnte man aus den Duos einen Dialog über die Generationen zwischen Enkel und Grossvater Fuchs heraushören.

Brigitte Schmid-Gugler: *Die Fuchsens*, Appenzeller Verlag Schwellbrunn 2016, Fr. 38.–

Ausstellung im Historischen und Völkerkundemuseum St.Gallen bis Ende August



Hans Heusser und seine Dada-Soirée 1917.

Hans Heusser (1892–1942), in Zürich geboren, war in St.Gallen seit 1924 als impulsiver Dirigent der Stadtmusik und als Komponist feuriger Militärmärsche (St.Galler Marsch, Russische Rhapsodie, Feurig Blut, Salve Lugano u.a.) landesweit bekannt. Kinderfestohren mögen sich erinnern. Auch versah er bis zu seinem frühen Tode im Jahr 1942 den sonntäglichen Orgeldienst in der Linsebühlkirche. Was sich um Hans Heusser zwischen seinen Ausbildungsjahren in Paris – er war immerhin Schüler bei Claude Debussy und beim grossen Orgelvirtuosen Charles-Marie Widor – und der Marschmusik in St.Gallen tat, ist in St.Gallen hingegen kaum bekannt.

Heusser trat vor seiner Übersiedlung nach Grenchen und später nach St.Gallen regelmässig im Zürcher Dadaisten-Cabaret «Pantagruel» als Pianist und Spieler am Harmonium auf. Am 25. Mai 1917 bestritt er in der Galerie Dada im Sprünglihaus am Zürcher Paradeplatz mit eigenen Kompositionen eine «Soirée Hans Heusser», linkshändig auf dem Klavier, rechts-ärmlich auf dem Manual des Harmoniums. Ferruccio Busoni war dort auch zu Gast und kommentierte die Veranstaltung: «Ja, um im Stile dieser Komposition zu bleiben, müsste man eigentlich die Worte «Da capo» silbenweise verdoppeln.» Auf dem Programm standen u.a. eigene Kompositionen zu Certosa di Pavia, zu Fragmenten von Kandinskys Bühnenwerk *Der gelbe Klang*, zu einem Epilog von Nietzsche und zu Gesprochenen Gesängen durch die Tänzerin Käthe (Katja) Wulff. Heusser pflegte, so die NZZ vom 18. Juli 1916 bzw. 31. Mai 1917, ein ekstatisches Klavierspiel, «die Verweigerung der traditionellen Harmonik, an deren Stelle schrille Dissonanzen standen, und orientalisches-exotische Einflüsse». In Begleitung rezitativer Gesänge soll er sich aber alten Kirchentönen genähert haben... Der Weg nach St.Gallen 1919 und das damalige Klima des Stickerie-Zusammenbruchs beendeten dann aber auch abrupt das Dada-Intermezzo Heussers. Das Blasen und Organum pulsare nahm eine neue Richtung... Wahrscheinlich aber spielte Heusser auf der pneumatischen Linsebühl-Orgel in dieser frühen Zeit schon die famosen und sich auftürmenden Orgelwerke von Widor.

Peter Röllin

Bild aus: *Stickerie-Zeit. Kultur und Kunst in St.Gallen 1870–1930*, St.Gallen 1989

2016 ist Dada-Jahr: in St.Gallen gibt es allerdings nicht viel zu feiern. Peter Röllin erinnert daran, wie die Stadt beinahe doch noch zu Dada-Ehren gekommen wäre.

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

JULI



Molnár im Hier und Heute

Liliom arbeitet bei Frau Muskat und macht Julie schöne Augen. Das passt Frau Muskat nicht; er verliert seinen Job. Liliom und Julie werden ein Paar. Soweit der Anfang der tragischen Geschichte des ungarischen Schriftstellers Ferenc Molnár aus dem Jahr 1909, die das Theater Marie neu interpretiert und im Jetzt ansiedelt. Regie führt Oliver Keller.

Liliom

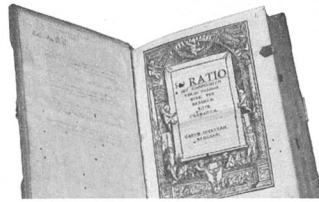
Samstag, 21. Mai (Premiere)

bis Samstag, 4. Juni,

Alte Reithalle Aarau.

theatermarie.ch

Programmzeitung
Kultur im Basler Raum



Geistesblitze ums Papier

Geht die Waschmaschine in ein Papiermuseum? Der Kugelschreiber? Ja klar. Der Holzschliff zur Papierherstellung? Sowieso. Aber die Waschmaschine? Eben doch! Diesen und noch andere Geistesblitze rund ums Papier zeigt die Basler Papiermühle – mit verspielten Aktionsräumen, Audio-, Multimedia- und Rätselstationen sowie einem bunten Rahmenprogramm. Und: «Q» ist auch mit dabei.

Tüftler, Spinner & Erfinder

bis Sonntag, 14. August,

Papiermühle Basel

papiermuseum.ch

BKA
BERNER KULTURLEBEN



Liebe in Zeiten des Terrors

«Fear Less Love» ist das Motto des diesjährigen Theaterfestivals Auawirleben, «Liebe in Zeiten des Terrors» könnte es auch lauten. An diversen Spielorten in Bern sind die aufregendsten Produktionen zeitgenössischer Theaters und kontemporerer Performance zu sehen. «We Love Arabs» von Hillel Kogan etwa, in dem ein israelischer Tänzer mit einem palästinensischen zusammenarbeiten will – und von seinen eigenen Vorurteilen eingeholt wird.

Auawirleben

Mittwoch, 11. bis Sonntag,

22. Mai, diverse Orte in Bern

auawirleben.ch

041
Das Kulturmagazin



Tanz das Leben

Beim diesjährigen Tanzfest steht die Verbindung im Zentrum. In einer Zeit, in der die Vorstellungen von sozialem Kitt immer mehr bröckeln, möchten die Veranstalter die Neugierde am Anderen und am Teilen wieder wecken. Die Highlights in Luzern: «Tanz Interregional», Podium über die Zentralschweizer Tanzszene sowie «Laviva», eine Party für Menschen mit und ohne Behinderung.

Tanzfest 2016

Donnerstag, 12. bis Montag,

16. Mai, verschiedene

Orte in Luzern (und dem

Rest der Schweiz)

dastanzfest.ch

KUL



Flugzeuge mal anders

Das Kulturhaus Rössle zeigt eine Ausstellung mit Bildern und Objekten aus 50 Schaffensjahren des italienischen Künstlers Riccardo Pagni, der in diesem Jahr seinen 80. Geburtstag feiert. Seine neuesten Werke haben eine weitere Entwicklung erfahren: Sie werden von kleinen Motoren in eine Bewegung gezwungen und verändern so ihr ursprüngliches Aussehen. Spannend, ironisch, farbenfroh – einfach sehenswert!

Ausstellung Riccardo Pagni
bis 19. Juni, Kulturhaus Rössle,
Mauren

kulturhaus.li

Coucou



Zeichnen auf Wunsch

Mit dem Comic-Slam kommt ein Highlight an die Technikumstrasse: In Slam-Manier treten dabei Comiczeichnerinnen und -zeichner, in dreiminütigen Battles gegeneinander an. Das Publikum entscheidet darüber, wer eine Runde weiter kommt. Der Anlass ist der erste seiner Art in der Region und bietet neben Comics auch Musik, Tattoos und eine Cartoon-Sponti-Wand.

Alte Kaserne Comic-Slam

Samstag, 21. Mai, 20 Uhr,

Alte Kaserne Winterthur

altekaserne.winterthur.ch,

comicpanel.ch

KOLT



Geheimtipp Holcombe

Von Songwriter-Kollegen, Musikfans und Kritikern hoch verehrt, ist der in den Blue Ridge Mountains von North Carolina aufgewachsene Malcolm Holcombe bis heute ein Geheimtipp geblieben. Der Mann singt seine Songs und den Blues mit einer Intensität, die manchmal verstörend sein kann.

«Unheimliche Countrymusik, akustischer Blues, ungeschliffener Folk» zählt die Musikzeitschrift «Rolling Stone» als Zutat von Holcombes Musik auf.

Malcolm Holcombe

Mittwoch, 4. Mai, 20.30 Uhr,

Galicia Bar Olten

galiciabar.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbepattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.

kulturpool.biz